

BÄNZ FRIEDLI, SCHREIBENDER HAUSMANN

Von wegen einer in Latzhosen

Von Bettina Weber

Die Männer mögen ihn schon auch. Irrendwie. Aber im Grunde ist er ihnen nicht so recht geheuer, dieser Hausmann. Der da wäscht und kocht und putzt und bisweilen gar eine Obsession für das Polieren von allerhand Oberflächen entwickelt. So einer ist verdächtig. Ein Softie. Ein Frauenversther. Einer in Latzhosen.

Bänz Friedli, 44 Jahre alt, Kolumnist beim «Migros-Magazin», Journalist mit Fachgebiet Popmusik, Familienvater und eben: Hausmann. Er kennt sie alle, die Vorurteile, die seine Geschlechtsgenossen ihm gegenüber hegen, und sie kümmern ihn nicht. Er ist bloss erstaunt, dass er immer noch als jener Exot gilt, der er nie sein wollte. Weil es



ihm so ganz und gar selbstverständlich erschien, sich mit seiner Frau die Hausarbeit zu teilen. Und erst recht, vor vier Jahren ganz zu Hause zu leben. «Die Emanzipation», findet Friedli, «ist doch nicht nur Frauensache.»

Wer heute Abend im Zürcher Kaufleuten die Vernissage seiner gesammelten Kolumnen in

Form des neuen Buches «Findest Du mich dick?» besucht, sieht da keinen in Latzhosen. Sondern einen leger gekleideten

Mann mit einer scharfen Beobachtungsgabe, viel Humor und der Erkenntnis, dass sein Leben als

Hausmann keineswegs ärmer geworden ist.

Es liegt ihm zwar fern, seine Lebensform der Leserschaft als die richtige aufzwingen zu wollen. Aber sein Dasein als Exot hat seinen Blick noch mehr geschärft, und so ist in seiner

Kolumne nicht nur von den Tücken des Fixleintuch-Faltens die Rede, sondern oft von Aktuellem, von dem, was gerade für Diskussionen sorgt: Genfood, Feinstaub, AKW. Und wenn es ihm die Politik wieder einmal zu bunt treibt, einmal mehr mit den ewig gleichen Argumenten die Teilzeitarbeit als ein Ding der Unmöglichkeit bezeichnet oder dass Kinder zwingend die Mutter und eben nicht den Vater bräuchten, dann regt er sich wieder, sein politischer Instinkt.

Als knapp 20-jähriger hatte Friedli als jüngster Gemeinderat der Schweiz seine Heimatgemeinde Wohlen BE aufgemischt, als Mitglied der Offenen Liste, einer ökologischen Bürgerbewegung. Nach vier Jahren und einer Menge verlorenen Kämpfe gegen vor Wut kochende SVP-Ratskollegen verpasste er die Wahl zum Gemeindepräsidenten nur knapp und wurde mit dem zweitbesten Resultat wieder in die Exekutive gewählt. Er mochte trotzdem nicht mehr.

Ohnehin hat ihn die Hausmann-Kolumne mehr über die Schweiz gelehrt, als das eine politische

Karriere je vermocht hätte. Dies verdankt er den zahlreichen Rückmeldungen. Mit einer 2,5-Millionen-Auflage erreicht das «Migros-Magazin» nicht nur die urbanen Gebiete, sondern auch jene hintersten Winkel, deren Bewohner als hoffnungslos hinter dem Mond lebend gelten. Diesen Dünkel, sagt Friedli, habe auch er gehabt, ihn sich aber sehr schnell abschminken müssen: «Die Schweiz ist in Gesellschaftsfragen weitaus pragmatischer und fortschrittlicher, als dies die politischen Diskussionen vermuten liessen. Da organisierten Bauernfrauen im hintersten Emmental schon längst Mittagstische, während die Politiker immer noch darüber streiten, ob Kinder dadurch Schaden nehmen.»

Aproros Kinder: Sein Sohn möchte Weltraumforscher werden. Und daneben Hausmann sein.

Bänz Friedli: Findest Du mich dick? Verlag Huber, 232 Seiten, 29,90 Franken. Die Vernissage findet heute Abend um 20 Uhr im Zürcher Kaufleuten statt.

ADOLF MUSCHG SETZT WIEDER EINMAL ZU EINER SCHWEIZ-DEBATTE AN

Selbstgeisselung, unsere nationale Spezialität

Von Thomas Widmer

Es gibt immer weniger Grossintellektuelle. Leute, die schneidende Urteile zu Zeit und Zeitgeist abgeben wollen und eine Polemik zu lancieren vermögen. In Deutschland verkörpern Peter Handke, Botho Strauss, Peter Sloterdijk und Martin Walser samt seinem Antipoden Günter Grass den Typus – und allesamt sind diese Dauer-ausscheider von Pfundsmeinungen in die Jahre gekommen. Gleichzeitig hapert es mit dem Nachwuchs: Jüngere Intellektuelle zeigen wenig Lust, als eine Art Makrodenker dem Gemeinwesen die Leviten zu lesen. Es ist ihnen zu altväterisch. Den Frauen sowieso.

In der Schweiz gehört zu den verbliebenen Debatten-Lostrettern Adolf Muschg (75). Auf den Eidgenössischen Dank-, Buss- und Bettag hin hat uns dieser Aktivdienstler der Betroffenheit (im Schweiz-Teil der Hamburger «Zeit») soeben wieder einmal die Kappe gewaschen. Sein Artikel beginnt historisch: Gottfried Keller entwirft als Zürcher Staatsschreiber 1862 eine Bettags-Proklamation, deren kritischen Inhalt die Regierung gar nicht schätzt. Muschg bringt dann sich selber, den Kritiker von heute, ins Spiel, indem er von der Totalrevision der Bundesverfassung in den Siebziger Jahren erzählt, an der er mitwirkte. Und schliesslich kommt es zu Klage und Anklage: Die heutige Schweiz wird angeprangert als seiner Moralität verlustig gegangener Kleinstaat, der sich zu lange hinter dem Konzept der Neutralität verschanzte und nunmehr als mieser Schlaumeier dasteht. «Ein Land, das so wenig Freunde hat, braucht keine Feinde mehr», so Muschg.

Ein interessanter Satz: Wieso weiss er eigentlich, wie viele beziehungsweise wenige



Freunde die Schweiz wirklich hat? Seit seinem essayistischen Gedankenspiel «Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt» gilt Muschg als Meister der Kunst, dem Land den grösstmöglichen Schuld-komplex anzuschreiben. Keiner kann das besser als er. Ausser vielleicht Publizist Roger de Weck, dessen Credo es ist, dass wir bald völlig isoliert sind, wenn wir so weitermachen. Als Leser fragt man sich angesichts solcher Apokalypitk: Gibt es das Genre kollektiver Selbstgeisselung und Schwarzseherei in, sagen wir, Thailand auch? Und man beantwortet sich die Frage so: Nein, denn ein Land wie Thailand hat keine protestantische Leitkultur. Es leidet auch nicht unter dem Komplex, keine richtige, «grosse» Geschichte zu haben – mit dem sich daraus ergebenden Kompensationsdrang, ebenfalls ein Grosser sein zu wollen, auch auf dem Felde der Schuld.

Das Hart-mit-sich-selber-ins-Gericht-Gehen, das dauernde Hin und Her von Mahnen und Drohen, von Anprangern des Sündigen und Aufzeigern der Rettung, nämlich des EU-Beitritts – das ist Swissness auf dem Felde der politischen Deutung. Liest man einen Text von Muschg, De Weck oder einem ihrer weniger berühmten Zunftgenossen à la Daniel de Roulet, schämt man sich stets ein wenig des eigenen Optimismus. Schämt sich, die reale Schweiz nicht so schlimm zu finden, trotz ihrer Fehler. Halb ist man aber auch belustigt, dass es hierzulande Bussprediger gibt, die den Leuten per Zeitung die Hölle heissen machen. Letztlich betreiben sie ein überkommenes Ritual, das ist die Crux der letzten Interpretatoren nationaler Schicksalhaftigkeit. Insofern nimmt man Adolf Muschgs neuesten Artikel weniger als Denkstimulus denn als Geplätscher, als einen bestimmten, hinlänglich erprobten Sound. Und man denkt dann: Das Gute an der Schweiz ist, dass sie schon etliche solche Debätteli überstanden hat.

SVP-KAMPAGNE GEGEN DAS AUSLÄNDERSTIMMRECHT IN DER KIRCHE

Die Taufe ist wichtiger

Von Michael Meier

Zürichstimmt kommendes Wochenende wieder einmal über eine kirchliche Vorlage ab. Und wieder einmal torpediert die SVP die Vorlage. Dabei sind die Kirchenordnungen, über die Reformierte und Katholiken getrennt abstimmen, rein innerkirchliche Regelwerke. Sie bringen den öffentlich-rechtlichen Kirchen mehr Autonomie und Demokratie.

Ein Schritt dazu ist das Ausländer-oder Mitgliederstimmrecht, wie es die Zürcher Kirchen seit Jahrzehnten fordern. Die neue Kantonsverfassung gibt ihnen nun die Kompetenz, ihr Stimm- und Wahlrecht autonom zu regeln. Die neuen Kirchenordnungen gewähren ausländischen Gläubigen die Möglichkeit, über innerkirchliche Angelegenheiten abzustimmen und sich in kirchliche Behörden wählen zu lassen. Bei den Reformierten sollen alle Mitglieder ab 16 Jahren das Stimm- und Wahlrecht erhalten und ab 18 Jahren in die Kirchenpflege wählbar sein. Die Katholiken sehen das Stimmrecht für alle volljährigen Mitglieder vor, die im Kanton Zürich eine Aufenthaltsbewilligung haben.

Bewusst sprechen die Kirchen vom «Mitgliederstimmrecht». Die SVP hingegen hält trotz am

Reizwort «Ausländerstimmrecht» fest und verbreitet Inserate mit dem Slogan «Stimmrecht für Ausländer? Nein!». Auch wenn die Kampagne relativ klein gefahren wird, weckt sie doch Erinnerungen. 2003 brachten Rechtsbürgerliche um Ulrich Schlüter mit dem irreführenden Slogan «Steuergeld für Koranschulen» drei Kirchenvorlagen zur Neuregelung des Verhältnisses von Kirche und Staat zu Fall.

Auch diesmal ist die Argumentation der SVP unredlich. Sie behauptet, dass die Kirchen das Ausländerstimmrecht als Trojanisches Pferd in den Kanton Zürich einschleusen wollten: als Präjudiz für das Ausländerstimmrecht auf staatlicher Ebene. Es ist aber keineswegs so, dass Kantone, in denen Ausländer das kirchliche Stimm- und Wahlrecht besitzen, zur Einführung des politischen Ausländerstimmrechts neigen. Im Kanton Bern praktiziert die Kirche das Ausländerstimmrecht seit Jahren, ohne dass der Ruf nach dem politischen Pendant erklingt. Das kennen nur die Kantone Neuenburg und Jura. Hingegen sind die Zürcher Landeskirchen die einzigen, die das Mitgliederstimmrecht noch nicht kennen. Nun wollen auch sie mit ihrem Credo ernst machen dürfen, wonach vor Gott alle Menschen gleich sind – und allein die Taufe in die Kirche eingliedert.

SCHIEDSRICHTER MASSIMO BUSACCA UND SEIN FINGERZEIG

Verständnis für einen Fehler

Von Fredy Wettstein

Fussball-Schiedsrichter müssen richten, Foule oder nicht Foule, Penalty oder keine, Vorteil oder eben nicht, Handspiel oder keines. Schiedsrichter müssen neutral sein, uneinflussbar, souverän. Schiedsrichter müssen sich vieles anhören: von Spielern, die reklamieren und aufschreien, von Trainern, die an der Seitenlinie toben – und vor allem von Zuschauern, die sich in der Anonymität der Masse alles erlauben, sie verbal oder auch mit Gesten beleidigen, wüst beschimpfen.

Schiedsrichter dürfen aber eines nicht: emotional reagieren. Sie müssen 90 oder mehr Minuten alles hinnehmen, gelassen sein, immer beherrscht, alles schlucken. Spieler können sie bestrafen, mit ihrem Pfiff, mit Karten, zuerst Gelb, dann Rot, Trainer können sie zurechtweisen und auf die Tribüne verbannen – aber bei den Zuschauern sind sie macht- und wehrlos, müssen sie die übelsten und vulgärsten Anfeindungen einstecken.

Am Samstagnachmittag, auf dem Sportplatz Esp beim Cupspiel Baden gegen Young Boys, hat es einer nicht mehr ausgehalten. Nicht einfach einer, sondern der Beste der Schweiz und einer der Bes-

ten der Welt, der schon überall gepfiffen hat, auf den grössten Bühnen, vor 100 000 wilden Fans und mit dem Wissen, dass Hunderttausende vor dem Bildschirm zuschauen und alles besser sehen. Massimo Busacca hat in Baden die Nerven verloren, einen Sekundenbruchteil nur, hat sich gehen lassen, mit dem Finger eine obszöne Geste gemacht.

Wenn ein Spieler das tut, wird er bestraft. Massimo Busacca wird dies jetzt auch, mit dem gleichen Massstab: Er wird für drei Spiele gesperrt, zu Recht.

Aber Massimo Busacca hat sich nachher Fragen gestellt: «Wer spricht vom Verhalten der Zuschauer? Werden sie auch bestraft? Müssen wir Schiedsrichter denn wirklich alles hinnehmen?» Auch nach dem Spiel in Baden ist es wie so oft zu Ausschreitungen gekommen – mit Fans, die randalierten, Flaschen warfen, im Sonderzug Notbremsen zogen und Verwüstungen anrichteten. Die gleichen haben zuvor im Stadion Busacca von der ersten Minute an beleidigt.

Die Sitten sind längst verrotten, die Auswüchse bedenklich. Auch wenn die Schiedsrichter auf dem grünen Rasen unfehlbar sein sollen und ihr Verhalten vorbildlich und dies besonders von einem wie Massimo Busacca erwartet wird – ein gewisses Verständnis muss man für seine emotionale Reaktion in Baden haben. Wenigstens für einmal.